

wo sich vor meinen Augen dieses beispiellose Drama vollzog, als der Mensch – genau wie im Krieg – ziemlich schnell sein wahres Wesen zeigte: als die Masken plötzlich fielen wie das Laub von den Bäumen unter der Einwirkung von Entlaubungsmitteln, und als die großspurigen Schwätzer, die auf Versammlungen gewöhnlich zur »Beschleunigung«, zur »Aktivierung des Faktors Mensch« aufrufen, auf einmal »in den Büschen« waren, während die anderen, die Stillen, Unauffälligen plötzlich zu wahren Helden wurden.

Ich denke da zum Beispiel an den alten Feuerwehrmann, »Großvater« Grigori Matwejewitsch Chmel, dessen gemächlicher, in der Sprache des ukrainischen Bauern erzählter Bericht hier wiedergegeben wird: Er und seine beiden Söhne waren als Feuerwehrleute während des Unglücks im Kernkraftwerk erhöhter Strahlenbelastung ausgesetzt und lagen dann in verschiedenen Krankenhäusern in Moskau und Kiew; seine Frau wurde aus einer Ortschaft bei Pripjat ins Gebiet von Borodjansk evakuiert und arbeitete dort weiter – kochte Essen und brachte es den Arbeitern aufs Feld. . . Was ist denn unser alltägliches, lächerlich kleinkariertes Leben, welches wir zu Literatur verarbeiten, gegen das Drama dieser Menschen, die sich so würdig verhalten haben? Als ich die bedächtige Erzählung des Ukrainers Chmel hörte, mußte ich unwillkürlich an Gogols »Taras Bulba« denken.

Nach allem, was ich in Tschernobyl gesehen und erfahren hatte, dachte ich lange Zeit, nie mehr schreiben zu können – all die traditionellen literarischen Formen, die stilistischen Feinheiten und kompositorischen Kniffe schienen mir so unendlich weit von der Wahrheit entfernt, so künstlich und unnötig. Wenige Tage vor dem Unglück hatte ich einen Roman mit dem Titel »Ursachen und Folgen« abgeschlossen, der von Laborärzten handelt, die sich mit besonders gefährlichen und tödlichen Infektionen befassen; auch wenn manche Situationen in mei-

nem Roman durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen genau zu dem paßten, was ich dann zu sehen bekam (obwohl unvergleichlich in der Dimension), so ist dieses Buch in meinem Bewußtsein doch rasch weit in den Hintergrund, in die »Friedenszeiten« gerückt. .

Tschernobyl hat alles verschlungen.

Wie ein gigantischer Magnet lockte es mich an, erregte meine Phantasie, zwang mich, durch die ZONE, dieses seltsame Zerrbild der Wirklichkeit zu leben, nur noch an das Unglück und seine Folgen zu denken, an die Menschen im Krankenhaus, die mit dem Tod kämpften, oder die anderen, die in unmittelbarer Nähe zum Reaktor den atomaren Dämon zu bezwingen suchten. Es wäre mir niederträchtig vorgekommen, unmöglich, die Ereignisse, die meinem Volk eine solche Not gebracht haben, nicht zur Kenntnis zu nehmen. Viele Jahre vor dem April 1986 schon hatte ich Schuldgefühle, weil ich, ein gebürtiger Kiewer, ein Schriftsteller und Arzt, an einer Tragödie meiner Heimatstadt, die sich dort Anfang der sechziger Jahre ereignet hatte, vorübergegangen war: Damals hatten in Babi Jar<sup>2</sup> – wo die städtischen Behörden einen Vergnügungspark (!) planten – der nasse Sand und das Wasser, das sich angesammelt hatte, den Deich zum Einsturz gebracht, hatten Kurenjowka überflutet und furchtbare Verwüstungen angerichtet und zahlreiche Menschenleben gefordert. Viele Jahre lang hat die ukrainische Literatur (und ich mit ihr) zu dieser Katastrophe geschwiegen. Erst kürzlich haben sich Oles Gontschar in seiner Erzählung »Der schwarze Graben« und Pawlo Sagrebjelny in

---

2 Schlucht bei Kiew, wo am 29. und 30. September 1941 durch eine deutsche Einsatzgruppe 33 771 Kiewer Juden erschossen wurden. Das Massaker war die Vergeltungsaktion für den Bombenanschlag auf das deutsche Etappenkommando im Zentrum der besetzten Stadt, bei dem »Hunderte deutscher Soldaten« umgekommen waren (vgl. Gerald Reitlinger, Die Endlösung (1953) 1983, S. 262 f.)

seinem Roman »Südlicher Komfort« mit diesem entsetzlichen Vorfrühlingsunglück auseinandergesetzt. . . Warum habe ich damals geschwiegen? Ich hätte doch Fakten sammeln können, Berichte von Augenzeugen, hätte Verantwortliche für das Unglück finden und benennen können. . . Ich habe es nicht getan. Offenbar war ich damals noch nicht reif genug, die einfachen, aber so wichtigen Wahrheiten zu verstehen. Ja, und es war auch eine Zeit, in der man meinen Aufschrei nicht bemerkt hätte – wäre er doch nicht mehr als das Summen eines Insekts gewesen. Damals hatte ich gerade angefangen, in »Junost« und der »Literaturnaja Gaseta« zu veröffentlichen, und schrieb noch an meiner ersten größeren Erzählung »Wie im Krieg«. Aber das sage ich nicht zu meiner Rechtfertigung, sondern weil es die Wahrheit ist.

Tschernobyl habe ich vollkommen anders wahrgenommen: nicht nur als ein persönliches Unglück (mir selbst hat im Prinzip keine Gefahr gedroht), sondern als das einschneidendste Ereignis im Leben meines Volkes seit dem Großen Vaterländischen Krieg. Niemals hätte ich mir verziehen, wenn ich geschwiegen hätte. Zwar hatte ich mir zunächst für meine Berichte als Sonderkorrespondent der »Literaturnaja Gaseta« nur eine relativ begrenzte Aufgabe gestellt: Ich wollte vom Kampf der Ärzte erzählen, von ihrem Einsatz für die Unfallopfer. Aber dann ergab es sich, daß sich meine Nachforschungen mehr und mehr ausweiteten und ich Hunderte der verschiedensten Menschen befragte – Feuerwehrleute und Akademiestandmitglieder, Ärzte und Milizionäre, Lehrer und Kernkraftwerksarbeiter, Minister und Soldaten, Komsomolfunktionäre, einen amerikanischen Millionär und sowjetische Studenten.

Ich hörte ihnen zu, nahm ihre Berichte auf Tonband auf, und als ich dann später diese Aufzeichnungen nächtelang übertrug, war ich immer wieder überwältigt davon, wie ehrlich und aufrichtig diese Zeugnisse waren, wie genau in den Details, wie

treffsicher im Urteil. Deshalb habe ich mich auch bemüht, bei der Verarbeitung der Tonbandaufzeichnungen den individuellen Redestil, die Besonderheiten der Terminologie oder des Jargons,<sup>3</sup> den Tonfall meiner Gesprächspartner wiederzugeben und nur im äußersten Notfall zu redigieren. Es war mir besonders wichtig, den dokumentarischen Charakter dieser menschlichen Zeugnisse zu bewahren.

Ich wollte, daß die Wahrheit erhalten bliebe.

Ich bin mir aber auch der Unvollständigkeit der vorgelegten Materialien bewußt: Die Berichte der Augenzeugen, die hier zu Wort kommen, berühren im großen und ganzen nur die erste, schwierigste Etappe des Unglücks; dabei gäbe es noch genug über den Bau des Sarkophags zu erzählen, über die Aktionen zur Entseuchung der Region, die Arbeit der Wissenschaftler und Ingenieure, außerdem über die 52 neuen Siedlungen im Kiewer Gebiet, die in aller kürzester Frist für die Evakuierten errichtet wurden, und darüber, wie der Staat die vom Unglück Betroffenen für ihre materiellen Verluste entschädigte, und natürlich auch über die selbstlose Arbeit der Ärzte innerhalb und außerhalb der ZONE. Wieviele menschliche Schicksale, die unser Interesse verdienten, wieviele unbekannte Helden! Aber ich sehe meine Aufgabe auch nicht als abgeschlossen an und werde weiterhin Material sammeln und die begonnene Arbeit zu Ende führen.

---

3 Tschernobyl liegt in der Westukraine, einige der Interviewten sprechen Ukrainisch bzw. ein stark mit Ukrainismen durchsetztes Russisch, was in der Übersetzung leider verloren geht.

## Dies bittere Wort Tschernobyl

Tschernobyl.

Ein kleines, reizendes ukrainisches Provinzstädtchen, ganz in Grün gebettet, voller Kirsch- und Apfelbäume. Im Sommer haben hier die Kiewer, die Moskauer und die Leningrader gern ihren Urlaub verbracht. Sie kamen für eine längere Zeit, oft für den ganzen Sommer, mit Kind und Kegel, nahmen sich eine »Datscha«, das heißt Zimmer in den einstöckigen Holzhäusern, bereiteten hier ihre Vorräte an Eingesalzenem und Einkochtem für den Winter zu, sammelten Pilze, die es in den hiesigen Wäldern in Hülle und Fülle gibt, sonnten sich an den herrlich sauberen Sandstränden des Kiewer »Meers« – des großen Stausees – und angelten. Und es schien, als ob hier die Schönheit der Natur von Polessje und die in Beton verwahrten vier Blöcke des Kernkraftwerks, das etwas nördlich von Tschernobyl liegt, eine erstaunlich harmonische Verbindung eingegangen wären.

Es schien so . . .

Als ich Anfang Mai 1986 nach Tschernobyl kam, habe ich (und nicht nur ich allein) gleichsam einen Blick in die seltsam unwirkliche Welt *hinter* dem *Spiegel* getan, von der die unsichtbare und deshalb so verhängnisvolle erhöhte radioaktive Strahlung ausging. Ich sah etwas, was mir noch am Abend vorher nicht einmal in den kühnsten Träumen gekommen wäre, obwohl eigentlich alles auf eine gespenstische Weise ziemlich alltäglich schien. Später, als ich dann öfters hier war, hatte ich mich daran schon gewöhnt.

Es war eine Stadt ohne Bewohner, ohne lärmende Kinder, ohne das übliche provinzielle, gemächliche Alltagsleben. Die Fensterläden waren dicht verriegelt, verschlossen und versiegelt waren alle Häuser, Läden und Behörden. Auf den Balkons